

Familienblatt

Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Genehmigung der Redaktion, respektive der Autoren gestattet.

Kol nidre.

frei nach Psalm 130.

Herr! aus der Tiefe erlöset mein Auf,
Bringel in Angsten und Jagen mein Fleh'n
Du, dessen Liebe die Welten erschuf,
Laß in der Sünde dein Kind nicht vergeh'n.

Schöne voll Huld aus den himmlischen Höhn!
Neige dein Antlitz in Gnade mir zu;
Löse die Sünden, o tilg' mein Vergeh'n!
Sende dem Herzen den Frieden, die Ruh!

Vater! Wer könnte bestehen vor dir,
Tilgest du nicht, was wir frevelnd getan?
Doch du verzeihst: verzeihe auch mir!
Lehr' mich dich fürchten, Allmä't'ger fortan.

Herr! auf dich hoff' ich, ich har' auf dein Wort.
Mehr, als der Wächler ersuehet das Licht,
Harrt auf den Morgen. Denn du bist mein Hort,
Lösest die Schuld und verdamme ich nicht.

M. II.

Im Eliaswagen.

Von Andreas Adp.

Es wird der Herr, die er schlägt und liebt,
Wie Elias von himmen tragen,
Er gibt ihnen Herzen voll rascher Glut:
Das sind die flammenden Wagen.

Zum Himmel stürmt das Eliasvolk
Und hält, wo die Wipfel ragen;
Durch ewigen Schnee, auf eisigem Grab
Rallert der rasende Wagen.

Zwischen Himmel und Erde, gewirbelt im Sturm,
Verstoß'ne aus jeglichen Reichen ...
Der bösen kalten Schönheit Magnet
Sert die verwunschenen Speichen.

Ihr Herz ist Glut, ihr Hirn ist Eis,
Verhöhrte Gottesvasallen ...
Mitleidig bestreut die Sonn' ihren Pfad
Mit kühlen Demantkrallen.



Digitized by Projekt Gutenberg
Touro University-NY Libraries
www.gutenberg.org

Meine Erinnerungen.

Von Rabbiner Dr. Friedmann-Eublinh.

Zu meinem siebenzigsten Geburtstage, welcher f. G. w. am 24. Oktober d. J. eintreffen wird, will ich hier mancherlei, was mir aus meiner Lebenszeit in Erinnerung geblieben ist, bekanntgeben.

Meine selige Mutter Hännchen, eine fromme Tochter des Rabbiners Simon Leow f. A., hatte mit schon in der Wiege vorgelesen: „Rosinen und Mandeln sind die beste Schaura, mein Söhnchen wird lernen Tauro.“ So wurde ich schon eigentlich für den Rabbinerberuf, für den Beruf meines Großvaters und meines Großonkels Aliba Eger f. A. bestimmt. Dem entsprach auch meine erste und spätere Erziehung. Im Alter von etwa neun Jahren begann ich Talmud zu lernen und das Belz-Hammidrasch meiner Vaterstadt Kempen (Posen) zu besuchen. Sogar im Winter wurde ich recht frühzeitig, als noch Nacht war, dahin geführt, und als ich einmal, noch recht verschlafen, meinem Lehrer nicht aufmerksam genug zuhörte, hatte ich plötzlich eine schallende Ohrfeige von ihm zur Ermahnung weg. Als eine befreundete Familie einen Hauslehrer engagierte, und zwar den Herrn Bach, den späteren langjährigen Lehrer in der Gemeinde Myslowitz, dem ich meine Verehrung und Dankbarkeit als Schüler noch heute bewahre, wurde auch ich ihm zugeführt, während ich in talaudicis einen Examen aus Polen bekam, der mich auch für meine Konfirmation mit einem sogenannten Pilsul-Vortage vertraut machen sollte. Am Sabbat 75 'a fand meine Konfirmation statt. Da war in der Stadt und in der Gemeinde, besonders in unserer Familie große Aufregung. Wahrscheinlich weil mein seliger Großvater aus Kalisch stammte, mit welcher Gemeinde in Polen noch mein Onkel Selig, ein Bruder meiner Mutter, der ebenfalls in Kempen wohnte, in regem Verkehr stand, wurde von dort der berühmte Chafan Jizroele mit seinen Sängern (Meschoreim) zu meiner Bar-mizwa-Feier eingeladen, und die Feier im Hause — nach dem Alil in der Synagoge — gestaltete sich zu einem großen Feste. Leider folgte auf diesen so frohen und freudigen Herbst ein recht trauriger Sommer. Mein Vater, der immer kerngesund, kräftig und groß gewesen, auch nicht einmal an Zahnschmerzen gelitten, wurde während des polnischen Aufstandes von schwerer Typhuskrankheit gepackt, welcher er erlag. Auf dem Sterbebette glaubte er den behandelnden Arzt nicht frei von Schuld, weil dieser zu viel in einer Weinhandlung verkehrte und auch von dort zu ihm gerufen werden mußte, und im allzu traurigen Gefühl, so frühzeitig sterben und seine Familie in schlechten Verhältnissen zurücklassen zu müssen, rief er ihm zu: „Sie sollten lieber Schühmacher werden!“ Ich kann mich jener traurigen Stunde noch gut erinnern und auch des Umstandes, wie der gute Vater — in seinem tiefen Weh — uns Kinder gar nicht sehen mochte vor seinem Tode. Von denen, die um ihn versammelt waren — es waren dies seine Frau, zwei Söhne und zwei Töchter —, bin ich allein heute noch übrig auf Erden, ich, der ich körperlich am zartesten und schwächsten gebaut und entwickelt war von den Kindern. Vielleicht hat diesen Erfolg der Umstand bewirkt, daß ich in meiner Kindheit an jeden Freitagabend in der Synagoge von Malbim, dem berühmten Bibelerklärer und Haggadisten (Maggid), nach dem

Gottesdienste segnet wurde, natürlich auch von meinem Vater im Hause. Wie sehr hat sich auch mein Vater um meine Förderung bemüht! Um nur eines anzuführen, — wie oft hat er am frühlehen Morgen, als es noch Nacht war, bevor ich zum „Schür“ ins Beth-Hamundrasch gehen sollte, mit mir lateinische Vokabeln durchgenommen! Wie überaus froh war er, daß ich April nach meiner Konfirmation in die Quarta des Elisabeth-Gymnasiums zu Breslau aufgenommen werden konnte! — Durch den tiefen Trauersall wurde mein Studium in Breslau schon nach etwa zwei Monaten unterbrochen, und ich kam erst wieder zu Oktober aufs Gymnasium nach Posen, in das Haus meiner verwitweten Tante Doris Jakobstamm, einer Schwester meiner Mutter. Dort wohnte ihr einziger Sohn Philipp, welcher vor kurzem seine noch junge Frau verloren hatte, mit seinem einzigen Kinde Recha. Philipp war neben seinem kaufmännischen Berufe, den er in Gemeinschaft mit seinem Schwager Bernhard Altmundberg betrieb, auch dem Talmudstudium ergeben, er verstand nicht des Morgens und des Abends den Gottesdienst in dem Beth-Scheban, in welchem sich noch der große Ledersessel befand, auf welchem der frühere Oberabbiner von Posen gelehrt hatte, und auch nicht den „Schür“, der dort jeden Abend von einem Zirkel Lamedonim abgehalten wurde. Diese Posener Atmosphäre hat jedenfalls auf meine Neigungen und auf mein angeborenes Streben zum Studium günstig eingewirkt, wenn auch meine allgemeinen Lebensverhältnisse nicht sehr rosig waren. Was man so im allgemeinen „Glück“ nennt, das war mir nicht gerade in Fülle vergönnt. Das erfuhr ich zu meinem Schmerze schon nach einem halben Jahre meines Posener Aufenthalts. Im Gymnasium war es nämlich alter Brauch, daß diejenigen, welche als erste und beste Schüler versetzt wurden, mit einer Prämie ausgezeichnet wurden. Dieser Brauch wurde nun gerade Ostern 1864 abgeschafft, in dem Jahre, zu der Zeit, als ich die Freude hatte, als Primus nach der Tertia versetzt zu werden. Auch in dieser, wie in den höheren Klassen ist es mir trotz der schwierigen äußeren Lebensverhältnisse und obsoni ich durch Unterricht einen Teil meiner Bedürfnisse erwerben mußte, im großen und ganzen gut gegangen. Ich wurde regelmäßig von Jahr zu Jahr in die höhere Klasse versetzt. Da muß ich auch noch eines lieben älteren Freundes gedenken, des Herrn J. G. Scherer, welcher mit seiner gutmütigen Frau Berta ein Pensionat leitete. Er nahm sich meiner, so oft es ihm möglich war, an und half mir bei schwierigen Arbeiten nach Kräften. Er war einer meiner freundlichen Gönner, deren ich schon damals mehrere hatte, wie den ehrwürdigen Salomon Plehner, welcher mich für das klassische Hebräisch in Wort und Schrift besonders interessierte, seinen Sohn Elija, den späteren Rabbiner in Ostrouo (Posen), der mich im Talmudstudium zu fördern beflissen war, und den Kantor in der „alten Schul“, Reb Hirsch-Egia, einen tüchtigen und feurigen Landani. In dieser Dankbarkeit gedenke ich ihrer freundlichen Uneigennützigkeit, mit der sie mich in litteris zu fördern trachteten.

Von Hause aus war ich, wenn man nach den üblichen Richtungen fragen will, orthodox-konservativ. Mein Vater pflegte beispielsweise am Versöhnungstage den ganzen Tag hindurch während des Gottesdienstes ununterbrochen zu stehen, und meine Mutter, eine Tochter des aus Polen (Kalisch) stammenden Rabbins, trug einen Scheitel und hielt natürlich peinlichst auf Beobachtung jüdischen Lebens. Auch alle Häuser, in denen, und alle Männer, mit denen ich während meiner Gymnasialzeit verkehrte, waren mindestens konservativ. So war auch ich; wie an jedem Tage, so besuchte ich auch am Sabbat des Morgens, bevor ich ins Gymnasium ging, den Frühgottesdienst (Hachshomo) im Beth Schebano. — Im Sommer 1866, dem fürchterlichen Cholera-Jahre, traf mich die traurige Botschaft aus meiner Heimat, daß auch mein einziges jüngeres Brüderchen ein Opfer der Epidemie geworden sei. Welch ein schönes, herrliches Kind war er doch!

Er versprach in seiner Entwicklung ganz dem Vater nachzukommen. Aber er hat bei weitem nicht einmal Dessen Lebensalter erreicht, er starb schon kurz nach seiner Konfirmation. Wie leid ist es mir um dich, mein Bruder Moriz! Mit ihm war die Aussicht auf eine tüchtige praktische Hilfskraft für die Familie dahin. Denn er wäre sicher auch in seinem Lebensberufe dem Vater nachgegangen, und Kaufleute sind doch in der Regel finanziell weit besser gestellt und gelangen weit schneller zum Ziele einer guten Existenz, als Studierende und namentlich als Rabbiner, wenn sie nicht gerade das Glück und die Kraft haben, in einer Großgemeinde zu wirken. Daher wollten nun auch meine Verwandten, daß ich als Sekundaner mit dem Einjährigenszeugnis das Gymnasium verlassen und Kaufmann werden sollte. Aber ich hatte für diesen Stand nicht die geringste Neigung, auch hat es niemand energisch versucht, mich dafür zu gewinnen, zumal meine sehr ideal und religiös veranlagte Mutter in mir, wenn ich zu den großen Ferien bei ihr weile, jedesmal den künftigen Rabbiner zu sehen glaube. Selbst mein Oheim Selig Levy, ein Bruder meiner Mutter, der auch in Kempen wohnte, der Chora und Gedulo in sich vereinigte, der als Kaufmann einmal sein ganzes Vermögen verloren hatte, aber doch nachher wieder infolge seiner Verbindung mit seinem Schwager, dem Kaufmann A. Henschel, zu einem stattlichen Vermögen gelangte, so daß er uns vielfach helfen und stützen konnte, — selbst er, der, wie ich in späteren Jahren oft von ihm hörte, für sich eine große Abneigung gegen den Rabbinerberuf hatte, sagte mir nichts davon, daß ich lieber Kaufmann werden möchte. Das aber wußte ich, daß in dieser Frage nur die Deckung der Kosten für das Studium entscheiden konnte. Deshalb entschloß ich mich, ohne lange zu überlegen, an den Direktor des Gymnasiums — Sommerbrod — heranzutreten und ihn unter Darlegung meiner Familienverhältnisse um Freischule zu bitten, damit ich meiner Neigung entsprechend das Gymnasium absolvieren könnte. Der Direktor, der mir überaus wohl gefinnt war, erfüllte meine Bitte, so daß ich jeden Gedanken an den Kaufmannsstand für mich getrost aufgeben konnte. — Im März 1878 bestand ich das Abiturientenexamen. Das beste Prädikat errang ich in Mathematik, und als der Professor erfuhr, daß ich die Absicht hatte, in Berlin „Orientalia“ zu studieren, sagte er mir: Studieren Sie doch Mathematik! Und das hat mir dieser ehrwürdige Lehrer geraten, der sonst so gern die jüdischen Schüler neckte. So hatte er zuweilen die Gewohnheit, am Sabbat die Klasse ein specimen schreiben zu lassen, doch als er bemerkte, daß die jüdischen Schüler keine Anstalten dazu trafen, besann er sich und sagte: „Ja, ja! die ver... Juden schreiben ja heute nicht!“ Und es wurde nicht geschrieben. Sehr gerne hätte ich in Wirklichkeit dieses Fach betrieben, doch wie konnte ich dies wagen in der schlecht situirten Lage, in der ich mich befand, und bei der geringen Aussicht, welche dieses Studium damals einem Juden bot! — Aber wenn auch gut vorbereitet, so war ich auch nicht recht entschlossen, Rabbiner zu werden. So mancher Freund, der mein ruhiges geduldisches Wesen und Temperament beachtete und würdigte, riet mir, die medizinische Karriere einzuschlagen. Ohne vorher eine definitive Entscheidung über meinen künftigen Beruf getroffen zu haben, zog ich nach Berlin, wo eine Tochter meiner Tante in Posen, namens Mathilde, an einen Sohn von Abraham Eger f. A. verheiratet war und ein kleines Hotel betrieb, das zumeist von russischen Juden frequentirt war, die im Sommer über Berlin nach den verschiedenen Kurorten reisten. Bei meiner guten lieben Kusine konnte ich in der Regel gegen geringe Entschädigung zu Mittag und an den Festenden speisen, nur eine Wohnung mußte ich anderwärts suchen und auch Privatsunden mußte ich erteilen, um mir fortzuhelfen. Nachdem mir Beides zu finden gelungen war, mußte ich an die Innmatrifikation denken. In der Absicht, die inswischen auch mein guter Oheim genehmigte, Medizin zu studieren,

begab ich mich ernst und bedächtig zur Universität. Ernst und bedächtig stieg ich die Treppe hinauf, welche zum Saal der medizinischen Fakultät führte. Ich stand an der Türe, ergriff die Klinke, um sie zu öffnen, doch in diesem entscheidenden Augenblick kommt mir jene Äußerung in den Sinn, welche der Vater in seiner Todesstunde zu seinem Arzte getan hatte, und ich machte lehrte, ohne immatrikuliert zu sein. Einige Tage darauf wurde ich in der philosophischen Fakultät immatrikuliert. Ich interessierte mich dann für klassische Philologie, für Orientalia, für Geschichte und Philosophie fast vier Jahre lang.

(fortsetzung folgt.)

Der Musikant.

Von Lorenz Scherlag.

Fast jeder im Städtchen kannte den kleinen hageren Juden, den man allgemein Herschko den Musikanten nannte.

Er war ein kleines Männchen mit schwebelnden Augen, die im mageren Gesichte so tief verborgen lagen, als wollten sie jeden Augenblick in die Augenhöhlen versinken. Und wie seine Augen, so war sein ganzes Wesen: schen und verborgen.

Er war Geiger von Beruf und vor einigen Jahren hieher gekommen, wo er eine Musiktruppe gründete, der er als Kapellmeister vorstand. Außer ihm gehörten zur Truppe noch fünf Mann. Davon spielten zwei Geige, einer Bass, der vierte blies die Flöte, wogegen der letzte die große Trommel, die Triangel und die Becken schlug. Die Seele der Kapelle war aber Herschko; er gab ihr Takt und Klang und Halt. Und seine fünf Mann umgaben ihn mit treuer Anhänglichkeit, sanfter Verehrung und stiller Bewunderung; denn Herschko war ein Künstler in seinem Beruf. Wenn er Geige spielte, da hatte man die Empfindung, als ob der kleine, unaussehliche Herschko mit den Tönen wachse und alle Zuhörer weit überrage.

Die Hauptsaaison für die Tätigkeit der Kapelle war der Winter. Es gab dann Feuerwehr, Veteranen- und Kasino-bälle, wie auch diverse Tanzkränzchen. Um einträglichen waren jedoch die Hochzeiten. Diese gehörten aber hier zu den seltensten Ereignissen, weshalb der Verdienst der Kapelle ziemlich gering und deren Mitglieder gezwungen waren, neben diesem ihrem Künstlerberufe noch einen anderen auszuüben.

Auch Herschko hatte so einen zweiten Beruf, dem aber mehr seine Frau Ester oblag. Sie versah die Stelle einer Vermittlerin von Dienstpersonal und versorgte in dieser Eigenschaft die „Herrschaften“ des Städtchens mit Köchinnen, Stubenmädchen, Wäscherinnen, Bedienerinnen und Alnnen.

Ester war eine wackere und fleißige Frau, so um die Dreißig. Sie war von hübscher Gestalt und hatte helle schwarze Augen. Sie wußte alle Zufriedenzustellen, sowohl die Dienstgeber als die Dienstnehmer, und in verständiger und unauffälliger Weise für einen möglichst häufigen Wechsel des Personals zu sorgen. Nicht etwa, daß sie abredete; das tat sie nie. Wenn aber Klagen ihr vorgebracht wurden, dann hörte sie diese ruhig an und meinte, man müsse nur suchen im Leben und man würde schon finden...

Manchmal kamen harte Zeiten. Besonders im Herbst, wenn es lange weder Hochzeit noch Tanz gab und nur die Dienstvermittlung allein für die Lebenskosten herhalten mußte. Doch wenn dann endlich eine Hochzeit kam, war der Unterhalt wieder für eine Zeitlang gesichert.

Herschko lebte mit seiner Frau in glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe. Ein altes Mütterchen, namens Recha, wohnte bei ihnen und versah die Stelle einer Bedienerin und Wirt-

schafterin zugleich, wobei sie jedoch wie ein Familienmitglied behandelt wurde. Sie lebten so zu dritt ruhig und bescheiden, und Herschko hatte trotz der geringen Einkünfte bereits einige Kronen beiseite gelegt.

Es war gegen Herbstende. Es hatte schon lange Zeit kein Spielfest gegeben, und die Musikanten sahen bereits mit Ungeduld dem nächsten Tanzereignis entgegen. Es verging so eine geraume Zeit. Einige hatten bereits ihre letzten ersparten Heller aufgezehrt, als eines Tages im Städtchen die freudige Kunde aufkam, daß Herr Fabriksdirektor Salewski in drei Wochen sein Hochzeitsfest begeht.

Wie ein Sonnenstrahl aus Wollenhimmel traf diese Botschaft die Herzen der Musikanten, die nun voll flügger Freude waren. Und sie kamen zu Herschko und erzählten ihm vom bevorstehenden Hochzeitsfest. Er wußte schon davon.

„Bist er dich schon, daß wir bei der Hochzeit spielen?“ fragte mit erwartendem Blick der alte Menasse, der den Bass strich.

„Nein,“ gab Herschko kurz zur Antwort. Er liebte nicht viel Worte.

„Er wartet wohl, daß du zu ihm kommst, um ihn darum zu bitten.“

„Ich bin kein Bettler, der unaufgefordert in fremde Häuser geht.“

Die Musikanten wußten, daß Herschko erniedrigende Bewerbungen mied, besonders vor Andersgläubigen, die die Juden geringer achteten.

Am nächsten Sonntagvormittag wurde Herschko zum Direktor Salewski berufen. Er zog sein bestes Gewand an und begab sich dahin, selbstbewußt und zufrieden, denn er ging dahin nicht als Bittender, sondern als Gebeter.

Salewski empfing ihn mit würdiger Höflichkeit, ohne jene verlegende Herablassung, die manche zur Schau tragen, wenn sie mit Minderen reden. Er ersuchte ihn: bei seinem Hochzeitsfest mit seiner Kapelle aufzuspielen, und versprach eine reichliche Belohnung.

Sonntags freude zog in die Stuben der Musikanten, denn dieses Fest versprach einen ausgiebigen Verdienst, da — außer dem bedingenen Spielhonorar — noch viele Seitengelder von den Gästen zu erwarten waren. Und da der nächste Sonntag kam und es galt, die Sabbatbrant zu grünen, da waren die Herzen der Musikanten voll inniger Festlichkeit.

Und jeden Tag fanden jetzt bei Herschko Spielübungen statt. Die neuesten Läge wurden einstudiert. Und Herschko war glücklich, endlich wieder seinem Kunstsinne reichlich Genüge zu tun.

Es war fünf Tage vor der Hochzeit. Ein trübes kaltes Herbstwetter. Ein Gemenge, halb Regen, halb Schnee, durchwirbelte die Luft, und über dem Himmel waren dunkle Wolken gebreitet, gleich schmutzigen grauen Tüchern. Ester war in die Stadt gegangen, um für die Frau Postmeisterin einen neuen Dienststol zu beschaffen. Als sie spät abends heimkam, legte sie sich ohne viel Redens ins Bett und begann zu fiebern.

Herschko erschrak und lief um einen Arzt. Dieser verschrieb mehrere Arzneien, erklärte Herschko deren Anwendung und ging dann fort, ohne Bezahlung anzunehmen. Es sei wahrscheinlich eine Influenza, meinte der Arzt, doch ließe sich heute noch keine bestimmte Diagnose stellen.

Am andern Tage kam er wieder. Als er fortging, fragte ihn Herschko schüchtern nach dem Zustand der Kranken. „Es ist eine böse Lungenerkrankung“ — sagte der Arzt, schüttelte sein Haupt und ließ Herschko mit seiner Verzweiflung allein.

Die ersparten paar Kronen mußten nun für Arzneien herhalten. Und Herschko sah verzweifelt in die Zukunft. Er ging, einige Familien im Städtchen besuchen, um sich zu erkundigen, ob nicht irgendwo ein Dienstwechsel erforderlich

Familienblatt

Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Genehmigung der Redaktion, respective der Autoren gestattet.

Kleine Lichtlein.

Dämmerstunde. Wolkenschleier
Hüllen noch die Sterne ein.
Wart ein Weilchen — und die Stube
Wird voll sanfter Sterne sein.

Daser zündet Licht um Lichtlein
Der Menorah sättlich an,
Und die Kinder schau'n befangen
Wie in einen Zauberbann...

Kleine Lichtlein, große Taten. —
Ob es Kinder auch verstehen?
Warte — diese Dämmerstunde
Wird einst leuchtend auferstehn.

M. Scherlag.

Meine Erinnerungen.

Von Rabbiner Dr. Friedmann-Einhorn.
(Fortsetzung.)

In das erste Semester fiel der Krieg mit Frankreich, der für uns siegreich war. Und als die Truppen nach der Proklamation des Königs Wilhelm zum deutschen Kaiser aus Frankreich zurückkehrten und durch das Brandenburger Tor in Berlin einrückten, da waren die Studenten, auf der Universitätstribüne versammelt, alle einander brüderlich zugegen. Man merkte nichts von antisemitischer Abneigung. — In einem späteren Semester traf mich das Uebel, von der Pockenepidemie befallen zu werden. Ich wurde in die für Pockenranke errichteten Baracken überführt, und zwar in eine, in welcher auch Schwerkranken untergebracht waren. Zum Glück war meine Erkrankung nicht schwerer Natur, und ich konnte nach kurzer Zeit wieder entlassen werden. Doch beide Umstände, sowohl die Kriegszeit als auch meine Erkrankung mit der ihr folgenden Konvaleszenz verlängerten leider auch notwendig die Dauer meines Studiums an der Universität um ein Semester. Endlich — am 24. Februar 1874 — wurde ich nach bestandener mündlicher Prüfung und nach Veröffentlichung der lateinisch abgefaßten Arbeit: „De Jesaiae vaticiniis Aethio quidem rege editis“, welche von Professor Koediger als „docta et subtilis“ pensiert wurde, zum Doctor phil. promoviert.

Ich wurde nun überall natürlich mit „Herr Doktor“ angesprochen, und auch meine Visitenkarte erhielt diesen Zusatz. Durch ihn erlebte ich manches Unerwartete und Unbeabsichtigte in der Großstadt. Als ich nämlich kurz nach meiner Promotion mit einer Freundin ausging, um mir eine Kaffeemaschine zu kaufen, und eine andere Käuferin im Gespräch hörte, wie mich meine Begleiterin „Herr Doktor“ anrede, da gab sie ihrer Freude darüber Ausdruck, einen Herrn Doktor gerade zu treffen, da sie leidend wäre. Da ich vom dem täglichen Verkehr im Hotel meiner Kusine mancherlei vom medizinischen Fach erfahren hatte, ging ich auf die Sache ein. Ich erteilte ihr, so gut ich konnte, meinen Rat

— natürlich gratis und riet ihr, einen Arzt in der Nähe zu Rate zu ziehen. —

Und noch eines interessanten Vorfalls muß ich hier gedenken. Der Vetter aus meiner Gymnasialstadt, von dem ich schon oben berichtet habe, schrieb an mich, ich möchte doch zu einem Professor gehen und ihn um ein Mittel für seine Tochter bitten, die den B. hatte. Ich entschloß mich, Professor Frerichs aufzusuchen. Ich gab dem Diener meine Visitenkarte und ging ins Wartezimmer, das voll besetzt war. Ich brauchte nicht lange zu warten. Bald öffnete sich die Türe, und der Herr Professor rief: „Witte, Herr Kollege.“ Daß ich sogleich darankam, daran konnte mir die irrthümliche Annahme, ich sei Mediziner, schuld sein, und ich hielt es für erforderlich, zuerst diesen Irrthum zu berichtigen und zu eröffnen, daß ich Philologe wäre. Sodann trug ich meinen Wunsch vor, und der Herr Professor schrieb das Rezept auf, das ich mit vielem Dank annahm, ohne dafür ein Honorar zahlen zu müssen. Über diese Noblesse war ich ganz entzückt. Während des akademischen Studiums vernachlässigte ich auch das talmudische nicht, denn ich wollte doch schließlich Rabbiner werden. Nun wäre es wohl für mich, den Entschluß eines sehr orthodoxen Rabbiners, den Großneffen des seligen Oberrabbiners Altkä Eger, den Neffen des Rentiers Selig Lewy, welcher mit dem bekannten orthodoxen Rabbiner Dr. Ismael Hildesheimer s. A. in lebhafter Korrespondenz stand, nahelegend gewesen, in dessen Rabbinerfeminar einzutreten. Noch heute ist es mir nicht recht klar, aus welchem bestimmten Grunde ich dies unterlassen habe. Es haben mich da vielleicht mancherlei Imponderabilitäten beeinflusst. Ich war wohl einmal zu ihm hingegangen, um ihm Grüße vom Onkel zu überbringen. Vielleicht ist er mir da nicht so freundlich entgegengekommen, wie ich es mir gedacht. Auch war ich kein Freund der pilpulistischen Eehvart, die ihm eigen war. Kurz, ich besuchte die kleine Tschiba des Lektors B. Gomber im Beth-Hamidrasch fünf Jahre hindurch, zunächst diese wohl auch aus dem Grunde, weil er mit mir von seinen seiner Frau etwas vermandt war, und weil er sich, so gut er es vermochte, für mich interessierte. Da derselbe aber durchaus nicht dazu zu bewegen war, mir die Hatara zu geben, wahrscheinlich weil er einigermaßen abhängig war, und er mich immer aus Hildesheimer hinwies, mußte ich daran denken, von ihm zu scheiden, — nicht ohne ihm immerdar dankbar zu bleiben für sein großes Interesse, das er mir stets bezeugte. — Inzwischen war die „Hochschule“ (jetzige Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums ins Leben getreten, an welche als Dozent für die talmudischen fächer Dr. Israel Lewy berufen wurde. Neben ihm lehrten David Kassel jüdische Literatur und Geschichte, Abraham Geiger Homiletik und Steinhilf Religionswissenschaft. Nach einem Besuche bei Lewy, dessen Weisen meinen ähnlich war, der ebenso wie ich aus der Provinz Posen stammte, und der mich an sich zog, entschloß ich mich, in die Hochschule einzutreten und nah bei Lewy und Kassel meine jüdischen Studien fortzusetzen. Nach privatisim im Hause Lewys, „lernte“ ich, und als er zeitweise ausbleibend war, pflegte ich ihm zur Vorbereitung für die Schule den betreffenden Abschnitt am Abend vorher vorzulesen. Lewy verstand es, den „Pilpul“ der alten Schule mit dem „Peschat“ der neuen Zeit zu verbinden, ohne jedoch sich jemals selber für den

Pilpul zu erwärmen und diesen den Hörern zu empfehlen. Ein Band der Freundschaft umschlang uns mit der Zeit (wie er denn allen denen, welchen er geneigt war, mehr Freund als Lehrer war), so daß er mir einmal, als er mit Frau und Familie ins „Bad“ reisen mußte, seine Wohnung zur Bewachung während seiner Abwesenheit anvertraute. Zugestrig streng gegen sich, war er mild und tolerant gegen andere, auch gegen seine Hörer. Aber er konnte auch heftig werden und impulsiv, wenn es die heilige Sache betraf. So erinnere ich mich, wie er einmal während der Predigt Geigers, die zum Text hatte: „Warum haßt du meine Götter geschloßen“, sich plötzlich von seinem Platze erhob, hörbar auspußte und sich entfernte. Natürlich hatte diese Zwischenfall einen großen Eindruck auf die zahlreiche Zuhörerschaft der Allen Synagoge gemacht, die erst dadurch aufmerksam wurde auf den ganz sonderbaren Inhalt und auf die besondere Tendenz der Predigt. Erfreulich war es immerhin, daß Geiger seinen jüngeren tüchtigen Kollegen dennoch respektierte und mit keinem Worte den Vorfall berührte und auf ihn einging.

Im Jahre 1877 wurde mir von Lewy die Hatarat überreicht, zur Zeit, als die Rabbinate in Lublinig vakant war, und er konnte mir da auch durch einen meiner Berliner Gömmer, den Herrn Jidor Kempner, dessen Schwager Bernhard Sellen in Lublinig erster Vorsteher war, eine direkte Empfehlung schaffen. So kam es, daß ich zum Sukkothfest nach Lublinig zur Probepredigt eingeladen wurde. — Gepredigt hatte ich schon oft vorher. Bei der Verheiratung meiner Kusine Mathilde, der Tochter meines Onkels Elias Lewy in Posen, hatte ich wohl die erste Traurede gehalten. Zur goldenen Hochzeit meines Onkels Selig Lewy hatte ich die feierliche Ansprache an das Jubelpaar gehalten. Auch sonst hatte ich in Berlin gewöhnlich an den hohen Festtagen in großen Sälen die Predigt gehalten.

Die Reise von Berlin nach Lublinig war damals nicht sehr angenehm. Die Eisenbahn verkehrte noch nicht wie jetzt bis dahin, sondern nur bis Tarnowise und Zamozitz; von hier mußte man zwei, respektive drei Stunden mit dem „Omnibus“ — „hoteliu“. Ich kam des Nachts gegen ein Uhr mit „zerbrochenen“ Knochen an. Diese Fahrt erinnerte mich lebhaft an die früheren Fahrten, die ich öfters von meiner Geburtsstadt Kempen nach Breslau machen mußte. Denn da mußte ich sogar zwölf Stunden im gut gefüllten „Omnibus“ reisen. Natürlich gab es auf diesen Fahrten mancherlei angenehme und unangenehme Abwechselung. Man machte unterwegs öfter Station, um Menschen und Tiere zu füttern, namentlich in Pola, (Groß-)Wartenberg und in Oels, und vernahm bei der Fütterung die Äußer des Nachtwächters, der die Stundenzahl „tutete“. Zuweilen aber geschah es, daß der Omnibuskutscher auf seinem „Bock“ einschloß und der Wagen in den Graben stürzte. Zum Glück ist da meines Wissens doch nie ein ernstes Unglück eingetreten. — Als der Wagen am Ring vor einem Hotel hielt, hörte ich eine Stimme fragen: „Der Herr Rabbiner da?“

— Ich stieg aus und machte die Bekanntschaft eines alten, augenleidenden Synagogendieners, der beauftragt war, mich zu erwarten und in das bestimmte Quartier zu geleiten. Daß ich von diesem Empfang nicht entzückt war, ist selbstverständlich. Aber ich mußte doch zunächst weiter-zusehen. Und ich muß sagen: das Städtchen gefiel mir ganz gut, es hatte ein recht sauberes Gesicht, und die Leute waren nett und freundlich, besonders die Familie, bei der ich wohnte (Kosenthal-Komnig), die Familie David Schlesinger, in deren Laubhütte ich speiste, und meine Protektoren, Herr und Frau B. Sellen. Und auch meine Predigt fand allgemeinen Beifall, denn schon am Ausgang der ersten Festtage fand die gemeinsame Sitzung der beiden Synagogengemeinden statt, in welcher mein Engagement im Prinzip beschlossen wurde. Die Abfassung des Vertrages aber wurde einer späteren Zeit vorbehalten. Die Korrespondenz zwischen mir und der Gemeinde gestaltete sich aber so langwierig, daß ich nahe daran war

die Angelegenheit völlig aufzugeben. Aber man soll doch kein unreines Wasser ausgießen, solange man kein reines hat. So übte ich mich in Geduld, die für jeden Menschen und besonders für den Rabbiner einer kleinen Gemeinde eine unübertreffliche Eigenschaft ist. Wie ich übrigens erfuhr, war an der Verzögerung der Sache Schuld der Umstand, daß auch in dieser kleinen Gemeinde zwei Strömungen vorhanden waren, eine sogenannte konservative, die mir trotz meiner bekannten konservativen Richtung als „Hochschüler“ nicht recht traute, und eine liberale. Außerdem spielten auch persönliche Reibungen zwischen einzelnen maßgebenden Persönlichkeiten verschiedener Richtungen dabei eine Rolle. Endlich, nach vielem Hin und Her, einigten wir uns, die Gemeinde und ich, über die Bedingungen; schließlich traf die Genehmigung der Regierung ein und ich konnte am 4. Juli 1878 mein Amt antreten, das etwa vier Jahre lang verwaist gewesen, nach dem Scheiden des Rabbiners Wreschner s. A., der etwa 25 Jahre lang amtiert hatte nach dem Tode seines Vorgängers R. Jakob Karo, des Sohnes des allgemein verehrten R. Hillel Karo. Von Anfang an bis zum heutigen Tage habe ich einen Fehler bedauert, den ich bei Vereinbarung der Vertragsbedingungen begangen hatte, indem ich nicht darauf bestand, den Fall der Pensionierung mit aufzunehmen und festzusetzen, wie das bei allen Beamten des Staates und der Kommune üblich war und ist. Aber in der Jugend denkt man nicht daran energisch, zumal keine jüdische Organisation bestand und leider noch heute nicht besteht, welche diese Frage allgemein regelt. Aber man soll sich dies gesagt sein lassen, daß eine zufriedene glückliche Wirksamkeit von Seiten auch des Rabbiners nur dann möglich wird, wenn auch die Frage seiner Pensionierung keine Frage für die Dauer bleibt. In der Jugend freilich ist man nach ideal gesinnt und vertrauensselig, da lebt man wohl auch der Hoffnung, daß man bei einiger Tüchtigkeit in absehbarer Zeit Karriere machen werde. Aber diese Hoffnung erfüllt sich nicht immer, wenn man nicht auch praktisch zu Werke zu gehen versteht, d. h. wenn man nicht die notwendige „Protektion“ irgendwo zu gewinnen vermag. Das Wissen, die Tüchtigkeit und der Fleiß sind im Leben nicht immer allein maßgebend. Darum bin auch ich noch heute da, wo ich vor 41 Jahren war. — Damals wurde ich, da der erste Vorsteher, Herr B. Sellen, gerade vertriebt war, vom zweiten, David Schloschoff, begrüßt, während der aus Kattowitz berufene Rabbiner Dr. J. Cohn mich amtlich einführte. Dieser, noch jung und erst wenige Jahre im Amt, war in den letzten Jahren zu Gelegenheiten oft nach Lublinig gerufen worden, so daß er auch zu meiner Mitseinführung eingeladen wurde. Es war ein merkwürdiger Zufall, daß seine Ansprache denselben Text hatte wie meine darauf folgende Eintrittspredigt, nämlich den Satz aus der Sidra Korach, welcher mit den Worten anlautet: Uschmartem ess mischmeres. Cohn war etwa 5 bis 6 Jahre älter als ich, ausgesprochen orthodox, ich selbst war nie orthodox, oder konservativ oder liberal im politischen Sinne, sondern ich bildete mir in jedem Falle ein Urteil auf dem Grunde der Thora. Daher schloß ich mich auch in meiner Gemeinde keiner Partei ganz und eng an, sondern ich gehörte gewissermaßen beiden Parteien an und suchte das Beste der einen wie der anderen Partei zu fördern und damit dem Frieden zu dienen. Auch scheute ich mich nie, meine eigene Meinung zu vertreten trotz persönlicher Feinde und Gegnerschaft, die ich mir dadurch im kleinen Orte, in dem man so leicht und so gern alles „persönlich“ aufsaßt und betreibt und für „sachliche“ Behandlung so wenig Sinn und Verständnis allgemein zeigt, leicht zusiehn konnte und auch mandesmal leider zugezogen habe. Denn besonders im kleinen Orte, in der kleinen Gemeinde möchte jedermann den Rabbiner als sein Werkzeug gebrauchen, ohne selber ein Diener des Rabbiners sein zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Familienblatt

Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Genehmigung der Redaktion, respektive der Autoren gestattet.

Die Arbeit.

Binde, du Arbeit, Land zu Land,
 füge, du Arbeit, Hand in Hand,
 Herzen zu Herzen!
 Siehe, zerspalten in tausend Risse
 Taumelt die Welt ins Ungewisse.
 Kein gemeinsamer Glaube eint,
 Keine Menschheitssonne mehr scheint
 Erstönd am Himmel.
 Menschenseele, so ganz entlaubt,
 Menschenseele, die nicht mehr glaubt,
 Glaube ans Schaffen!
 Nicht zum Erraffen und zum Erjagen,
 Nicht um blutende Wunden zu schlagen,
 Um zu erbauen die bessere Welt,
 Dazu als Brüder den Brüdern gefellt,
 Dienet der Arbeit!
 Schaffende Arbeit ist Weltgebot,
 Ist Erlösung von Qual und Not,
 Schaffet und wirket!
 Schweigend dem Werke sich weihen und geben,
 Heißt im Gebet die Seele erheben,
 Lautloses Suchen stummen Gebots,
 Er, der alles versteht, er versteht's.
 Sucht ihn im Schaffen!

Ernst von Wildenbruch.

Meine Erinnerungen.

Von Rabbiner Dr. Friedmann-Kublinik.

(Fortsetzung.)

Als ich mich in der Gemeinde umsah, da fand ich das Gemeinde-Badehaus (Mikwa) vernachlässigt. Natürlich wirkte ich solange dahin, — und in der kleinen Gemeinde dauert es immer lange, bis etwas durchgesetzt werden kann —, bis es wieder insand gebracht wurde. Und oft mußte die Mikwa während meiner Amtszeit daran glauben, da sie nie so hergestellt wurde, wie es für die Neuzeit nötig gewesen wäre. Trotz meiner wiederholten Mahnungen ist sie auch jetzt wieder in unbrauchbarem Zustande. Es fehlen überhaupt schon die Familien, die sich dafür interessieren. Dagegen ist die Synagoge oft auf meine dringenden Hinweise renoviert worden.

Bei der ersten Beerdigung, bei der ich zu fungieren hatte, und zwar gerade an einem Tage, an dem es sehr regnete, und an dem die Feier auf dem freien Friedhof stattfand, empfand ich die Unannehmlichkeiten und den Nachteil, der aus dem Mangel einer bequemen Halle entstehen könnte. Sogleich wandte ich mich an die maßgebenden Persönlichkeiten und gewann sie für den Bau einer Leichenhalle. Herr Bernhard Selten und Herr Josef Orzegow bemühten sich

besonders dafür, indem sie die Kosten durch Ausgabe von verlosbaren Gemeindeaktien aufbrachten. Der Bau wurde schon hergestellt — und man freute sich über die Leichenhalle. — Schade, daß der Herr Selten nicht mehr lange hier wirken konnte und schon im Jahre 1882 nach Breslau zog, nachdem er hier ein allgemeines Krankenhaus gestiftet und dafür den Kommerzienrattitel erhalten hatte. In den späteren Jahren hatte ich neue Freunde gewonnen, namentlich den Herrn Dr. Friedländer, auf den wir stolz waren, weil er als Arzt tüchtig und gewissenhaft war, und seinen Nachfolger und Schwiegerneffen Dr. Wonsischowski, der einen ausgezeichneten Blick für die richtige Diagnose hatte, der aber leider bald von hier nach Kattowitz fortzog. — Es ist natürlich, daß mir in der ersten Zeit ziemlich alle Väter und Mütter von Töchtern gewogen waren, die da meinen konnten, ich würde doch vielleicht die eine oder die andere mir zur Frau erküren. Aber das war für mich solange ausgeschlossen, als ich anders dachte. —

Am späten Freitag-Abend, am Schabbos schuwa — wenn ich nicht irre, im ersten Jahre meiner stattgehabten Vermählung mit der Tochter des gelehrten Rabbiners Dr. Oppenheim von Thorn —, kam ein in der Gemeinde angesehener, als orthodox geltender Herr zu mir mit der Meldung, es hätten einzelne Mitglieder am Neujahrstage in einem öffentlichen Lokal Karten gespielt. Dieses Vorkommnis mußte gerügt werden, und zwar sofort, d. h. des Morgens beim Sabbathgottesdienste; die betreffenden Personen möchte er nicht namhaft machen, wie er sich ausdrückte „nomina sunt odiosa“. So peinlich mir die Sache war, so war ich doch selbst sofort dafür. Zur Vorsicht beriet ich mich noch am Morgen mit einem Freunde und Sönnner, und als mir dieser sagte: „Wenn Sie wollen“, so beschloß ich für den Tag eine Ansprache, obgleich sie die Gemeinde völlig überraschen mußte. Die Wirkung war recht drastisch, ja dramatisch. Der eine der „getroffenen“ Männer versteckte sich unter seinem Sitze, der andere verließ die Synagoge und der dritte machte mir nach der Synagoge zu Hause eine Visite mit Schreden, indem er mir in seiner Erregung mit einem Sessel, den er in die Höhe schwang, nahe kommen wollte. Doch meine Festigkeit, Ruhe und Kaltblütigkeit, sowie die Versicherung, daß ich nur von dem Gekränktn, nicht aber von den Personen Kenntnis hatte, daß ich also persönlich gar nichts gegen ihn haben konnte, ließ ihn einigermaßen beruhigt meine Wohnung wieder verlassen, ohne daß er Schaden angerichtet hätte. — Abgesehen habe ich dem Überbringer dieser Anzeige nicht etwa deswegen, sondern wegen seines Unsehens in der Stadt und in der Gemeinde, auch wegen seines großen Interesses für jüdisches Wissen und jüdisches Leben zu seinem siebenzigsten Geburtstage die Auszeichnung mit dem Morenu-Titel erteilt, die er gern und dankbar annahm als ehemaliger Lehrer, als Schüler des seligen A. Hillel Karo.

In den ersten Jahren meiner Wirkfamkeit gelang es mir auch, eine tiefe Feindschaft zwischen zwei früher miteinander sehr befreundeten Männern zu beseitigen. Beide waren bei Chausseebauten verbunden und betrieben diese gemeinsam, und zwar so, daß der eine die Arbeiten leitete und beaufsichtigte, der andere aber das notwendige Kapital dazu vorstreckte. Schließlich kam es zu Differenzen zwischen beiden, von denen sich der Kapitalträfstige stark benachteiligt glaubte,

so daß Freundschaft und Sozietät einen Bruch bekamen und man das Gericht anrufen wollte. Daß es mir damals gelang, dazwischenzutreten und die Angelegenheit in Güte zu ordnen, freut mich noch heute, denn beide waren immer meine Freunde und Gönner. — Dieser große Erfolg zu Anfang meiner Wirkksamkeit ließ mich in der Folge immer für Wiederherstellung eines getrübbten Einvernehmens unter Gemeindemitgliedern mit Eifer eintreten. Leider war nicht immer meine Bemühung auch von Erfolg gekrönt. Jedemfalls habe ich die Genugthuung, daß ich den ersten Willen hatte, friedlich zu wirken und lieber Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun. Und Unrecht hatte ich nicht wenig zu leiden — privatim und öffentlich. Da war beispielsweise einmal viele Jahre hindurch ein Mann gewissermaßen Leiter und Führer der Gemeinde, der jedermann gegenüber zu betonen pflegte, man dürfe nie „persönlich“ werden, sondern man müsse nur immer „sachlich“ sein, der mit seinem stets beredten Munde, wenn er es für sein eigenes persönliches Interesse als nützlich erkannte, auch zu Drohungen seine Zuflucht nahm, der als sogenannter liberaler Jude oft in die Synagoge zu kommen versprach, wenn mancherlei Änderungen im Ritus vorgenommen würden, der aber auch, nachdem diese erfolgt waren, lieber zu Hause in Geschäften blieb. Im Grunde genommen war er kein böser Mann, aber doch gehässig, rachsüchtig und herrschsüchtig. Er hatte als Kaufmann einen verhehlten Beruf und wurde deshalb auf alle, die, so zu sagen, Glück hatten, neidisch und selber verbittert. Deshalb wollte er in der Öffentlichkeit mit seinem Geiste glänzen und eine Rolle in der Stadt spielen. Hier aber hatte das Haupt der Stadt die Zügel in der Hand, der Bürgermeister beherrschte die meisten. Der aber mochte infolge verschiedener Differenzen jenen nicht Stadtverordneter werden lassen. Diese Feindschaft warf ihre Schatten auch auf die allgemeinen Verhältnisse zurück. Leider war es mir nicht möglich, wie ich es oft versucht hatte, beide Parteien miteinander zu versöhnen. Es waren eben beide harte Köpfe. In der Sache selbst konnte ich mich nur neutral verhalten. Da kam die Zeit der Neuwahl von Stadtverordneten und von beiden Seiten setzte die Agitation mit Macht ein. Da empörte mich aber ganz besonders die Äußerung des Mannes, der eben mit allen Mitteln Stadtverordneter werden wollte, und in meiner Gegenwart zu seinem damaligen intimsten Freunde, mit dem er sich späterhin wieder aufs heftigste befehde, bemerkte: Wenn der Herr Rabbiner dieses Mal nicht mit uns geht, kann er sein Ränzelschnüren! — Ich bin nicht mit ihnen gegangen und habe auch nicht mein Ränzelschnür.

Viel zu leiden hatte ich auch unter dem Mangel einer Amtswohnung. Während meine andersgläubigen Kollegen in der Stadt ihre unabhängige selbständige Amtswohnung hatten — der Pfarrer sowohl wie der Pastor — mußte ich neben vielen anderen oft auch die Wohnungssorgen tragen. Ein Umzug verleierte dem Rabbiner auf Wochen hinaus das Leben und störte ihn außerordentlich in seinem Beruf. Und ich mußte während meiner Amtszeit siebenmal die Wohnung wechseln. Nicht aus Übermut, aus dem Verlangen nach einer schöneren, bequemer und moderneren Wohnung, sondern aus Zwang durch den Vermieter. Schon bei meiner ersten Wohnung war dies der Fall. Nachdem ich ein Vierteljahr lang in einem jüdischen Gasthause einquartiert war und auch verpachtet wurde, richtete ich mir einen eigenen Hausstand ein mit meiner jüngeren Schwester Fanny. Für diesen bot mir der Vorsteher-Stellvertreter die eben frei gewordene Wohnung in meinem Hause an mit dem Bemerken: „Ich werde sie Ihnen nie kündigen.“ Auf diese Zusage verließ ich mich und dachte selber nie daran, eine andere Wohnung zu nehmen. Aber jener Mann, der im Volksmund „Hühner-rabbiner“ hieß, weil er Landwirtschaft trieb und kein eigentliches Wissen besaß, sondern nur höchstens ein Kalender-(Knack-) Wissen kannte, verkaufte nach einigen Jahren sein

Haus, nachdem er mir zuvor die Wohnung gekündigt hatte. Nur mit großer Mühe konnte ich eine andere Wohnung finden. — Und in ähnlicher Weise kam es noch oft vor. Auch daß ich eine Wohnung, die ich bereits förmlich und schriftlich gemietet hatte, nicht beziehen durfte und kurz vor dem Termin wieder auf die Straße gehen mußte. Die Vermieterin war damals eine reiche Witwe, eine Jüdin, die nach mir noch einen anderen „besseren“ Mieter, gleichfalls einen Juden, aber einen Rechtsanwalt fand. Sie scheute sich nicht, alle denkbaren und unvorstellbaren Gründe vorzubringen, um mich als Mieter los zu werden. Doch obgleich ich in größter Wohnungsnot war, gab ich nach, weil sie Witwe war und ich mit ihr, die sonst so gern „Prozesse“ führte, keinen „Streit“ haben wollte. Auch dieser Schmerz ging vorüber und ich bin nicht ohne Wohnung geblieben. Indessen kann ich nur jenen Kollegen raten, darauf zu sehen, daß er bei seiner Anstellung möglichst eine Amtswohnung erhält, — zumal in einer kleinen Stadt und Gemeinde, in welcher die Lebensverhältnisse auch sonst allzu kleinlich sind. Auch ich habe wiederholt in der Gemeinde auf die Notwendigkeit einer Amtswohnung für mich hingewiesen. Als im Jahre 1885 nach dem Tode des Herrn Dr. Menschel dessen Häuschen zum Verkauf stand, regte ich an, dasselbe für die Gemeinde zu kaufen und ein schönes Gemeindehaus zu errichten. Doch war der damalige Vorstand leider nicht dafür zu haben. Wäre er damals meiner Anregung gefolgt, so hätte die Gemeinde heute einen recht großen Gewinn davon. — Wieder, etwa 15 Jahre später, war die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Gemeinde ein Haus als Eigentum erhalten oder erwerben würde. Ein Vorsteher erwarb nämlich das kleine Haus neben der Synagoge, aus dem er ein großes zweistöckiges Haus erbauen ließ. Da dieses aber die Synagoge nach dem Plane überragen würde, war es mir gar nicht recht, aber der betreffende Herr beruhigte mich mit der Versicherung, daß er es für die Gemeinde als Gemeindehaus baue. Indessen mußte ich mich nachher gelaßt sehen. Der Mann starb, und das Haus blieb bis zum heutigen Tage Privathaus, und ist jetzt sogar im Besitze eines Andersgläubigen. Deshalb und auch aus anderen Gründen habe ich früher oft danach gestrebt, ein besseres Rabbinat zu gewinnen, das auch meiner Frau mehr zugelegt hätte, die sich in die kleinlichen Verhältnisse gar nicht finden konnte. Sie war von gartem Wesen, hellem Geiste und reich an Anmut und wollte so gerne hinaus. Aber so sehr ich mich bemühte, — es gelang mir nicht. Der einen Partei war ich nicht „liberal“, der anderen nicht „konservativ“ genug. Und zu heucheln verstand ich nicht, auch nicht zu schmeicheln.

In W. beispielsweise, wo ich kandidierte, soll, wie ich erst später erfuhr, schon vor der Berufung von Probekandidaten ein Kandidat in bestimmte Aussicht genommen worden sein, der auch wirklich, nachdem der form genügt und eine Anzahl von Probekandidaten gehört war, dort Rabbiner wurde. Den „pro forma“ Berufungen wurden nicht einmal die Reisekosten erstattet, die bei mir wenigstens ziemlich hoch waren, weil ja der Weg von hier bis dahin 24 Stunden betrug und so weit war, daß ich damals — es war kurz nach den Herbstferien — wegen der hier bereits eingetretenen Kälte im Pelz abreiste. Das war den dortigen Süddeutschen recht auffallend, so daß sie meinten, ich käme aus Tief-Zugland. — Nachher habe ich noch in anderen Gemeinden kandidiert, die mir mehr oder weniger zusagten. Namentlich wäre ich sehr gerne in H. angekommen, aber dort soll es mir bei der „konservativen“ Partei geschadet haben, daß ich am Sabbatnachmittag den Schirm gegen den strömenden Regen trug, während es nach dem „tiferesz jissroel“ wohl erlaubt ist. Ich mußte also bleiben, wo ich war und nahm es nicht allzu tragisch. — Ich hatte ja hier hinreichend Arbeit, zuweilen mehr als genug, und wenn ich Müsse hatte, arbeitete ich gern für literarische Zeitschriften. Unmüßig war ich nicht nur in meiner Gemeinde

tätig, sondern auch in den rabbinerlosen Gemeinden der Umgegend. Namentlich wurde ich zu Kasualien und Feierlichkeiten nach Rosenburg, Guttentag, Kojchentin, Boronaw und Wojschnit oft berufen. Die letzteren Ortschaften konnten damals nur zu Wagen erreicht werden, und diese Touren waren zumeist, namentlich im Winter, nicht sehr angenehm. Beispielsweise kam es vor, daß ich bei schönem klarem Wetter von hier abfuhr, und als ich am späten Abend von einer Hochzeit in Wojschnit zurückfuhr, plötzlich von einem Sturm (mit Schneegestöber) überfallen wurde, der mir den Zylinderhut vom Kopf weit wegtrieb. In der Not konnte ich nur das „Käppchen“ als Kopfbedeckung benutzen und in der größten Beforgnis vor Erfüllung die dreißigstündige Wagentour nach Hause zurücklegen. — Ein anderes Mal jagten mir auf demselben Wege Strolche Angst ein, welche längere Zeit ununterbrochen Steine gegen den Wagen schleuderten. Aber diese und ähnliche unwillkommenen Vorwommisse hielten mich nie ab, dem Rufe Folge zu leisten, zumal die Leute des Städtchens sehr freundlich und entgegenkommend waren. Besonders gedachte ich da der Gassfreundlichkeit des leider schon verstorbenen Ehepaars Heinrich Brauer, sowie des Herrn Louis Riesenfeld, welcher wegen seiner Tüchtigkeit auf dem Gebiete von „Bikkur Cholim“ den populären Beinamen „Sanitätsrat“ erhielt. — In Guttentag und Rosenburg und anderen Orten hatte ich außerdem noch eine Reihe von Jahren hindurch die Inspektion des Religionsunterrichts zu versehen, der von den Herren Lewin dort und fleischhacker hier nach Kräften erteilt wurde. — Auch der Verein für jüdische Geschichte und Literatur, der bei uns gegründet wurde, nahm diese Jahre mein reges Interesse in Anspruch, für ihn und um ihn hat sich der im allgemeinen um Stadt und Gemeinde viel verdiente Herr Louis Schlesinger sehr bemüht. Doch hat es sich im Laufe der Zeit herausgestellt, daß solche Vereine in kleinen Gemeinden nicht lebensfähig sind. Wenn auch hin und wieder auswärtige Redner berufen werden, die ihr Honorar erhalten müssen, so fehlt doch der Kerntrieb und das Interesse für die Wissenschaft, ohne welches der Bestand solcher Vereine immer gefährdet ist. In kleinen Gemeinden ist nur die Synagoge die Stätte, wo gelehrt und mit Aufmerksamkeit und Andacht gelernt wird. — So hatte ich im allgemeinen genug zu tun — auch für den Frauen- und Jungfrauenverein. Jener blühte, als die Gemeinde größer war, besonders in den Jahren der Vorseherin Frau Jenny Orzegov, und dieser besonders in den Jahren, in welchen meine Tochter Anna, Fräulein Thilde Roth und Fräulein Gertrud Schlesinger dem Vereine vorstanden. Als Beirat des Frauen-, sowie als Protektor des Jungfrauenvereins half ich oft mit vieler Mühe und großer Anstrengung die vielseitigen Bestrebungen ausführen. — Diese mannigfache Wirksamkeit und Tätigkeit hob mich und half mir über manche Misere des Daseins hinweg. Denn die Sorge um die Zufriedenheit und das Wohlergehen meiner Frau, die mir ein Töchterchen mit Gottes Hilfe geschenkt, das erfreulich gedieh, sowie die Sorge um die Erhaltung meiner Mutter und Schwestern drückte mich in meiner sensiblen Natur gar sehr. Auch war es der innigste Wunsch meiner Mutter, zunächst die ältere Tochter verheiratet zu sehen. Und als sich ein junger Mann aus Polen längere Zeit im Orte aufhielt, der ihr, dem Onkel Emmy und selbstverständlich auch meiner Schwester gefiel, obwohl er noch gar keinen Lebensberuf hatte, entschloß sie sich doch, sich mit ihm zu verbinden. Gegen meinen Willen, denn er konnte damals gar nicht mehr naturalisiert werden wegen der traurigen Antisemitischenbewegung, welche seit 1878 in Fluß war. Und wirklich wurde diese Verbindung leider zu einem Verhängnis für die Familie, welches zu derselben Zeit eintrat, als ich von tiefer Trauer betroffen wurde. An demselben Tage nämlich, an welchem meine noch so junge Frau in Karlsbad, wohin sie noch zur Kur gereist war, starb — am 15. Juni 1887 — nach kaum siebenjähriger

Ehe, an demselben Tage kam auch infolge der unglücklichen preussischen Polen-Politik der Ausweisungsbefehl für meinen Schwager und seine Familie. Kaum war ich von der Trauerreise aus Karlsbad zurückgekehrt, als ich von der anderen traurigen Sache erfuhr. Sogleich unternahm ich alle möglichen und denkbaren Schritte, um jenen Befehl rückgängig zu machen, aber gegen die Bismarcksche Politik und die Gerasers hammalchus ließ sich nichts machen und schaffen. Tiefes Weh erfaßte uns, als die Schwester, die für die Fremde gar nicht geschaffen war, die an ihrer Heimat und an ihrer Mutter hing, mit ihrem Mann und drei jungen Kindern fortziehen mußte. Ihr ganzer Lebensmut war mit der Heimat verknüpft, und es war ein tief trauriges Dasein für sie bis zu ihrem Tode — trotz aller Bemühungen, ihr ein erträgliches Dasein auch in der Fremde zu ermöglichen, namentlich auch trotz meines Erfolges, die Familie in Österreichisch-Schlesien naturalisieren zu lassen, trotz der zahllosen persönlichen und materiellen Hilfeleistungen, welche ihr von seiten aller Verwandten zuteil wurden. Dieses Unglück wurde dann auch die Ursache, wenigstens die ideelle und seelische, für das Hinscheiden meiner Mutter, die nur 63 Jahre alt geworden. Nach ihrem Tode verblieb gemissermaßen als Pflegetochter meine jüngere Schwester beim Onkel, den sie pflegte und betreute mit aller Kraft bis an sein Lebensende. Er war ein gelehrter, guter, wohlthätiger und frommer Mann. Nach seinem Tode hielt sich meine jüngere Schwester abwechselnd in ihrer Vaterstadt, bei mir oder zur Hilfe bei der älteren Schwester auf, bis sie sich entschloß, sich zu verheiraten.

Diese schweren Jahre der Sorgen, der Trauer und des Kammers ließen mich nicht zur Ruhe kommen, oft war ich der Verzweiflung nahe, nur die Sorge für meine Mitspflichten und mein einziges Töchterchen hielt mich aufrecht. Die unaufhörlichen aufregenden Schicksale hatten mich innerlich ganz geschwächt. Allein die innigsten Gebete haben mich wieder gekräftigt und alles Leid und Böse überwinden lassen.

Natürlich beschäftigte mich auch wiederholt die Frage der Wiederverheiratung nach dem Tode meiner seligen Frau, doch konnte ich mich unter den Verhältnissen, in denen ich lebte, durchaus nicht dazu entschließen, so oft ich auch nahe daran war, es zu tun. Es hat mir vielleicht der Mut dazu gefehlt. Dazu kommt der Umstand, daß diejenige, die mir zuerst für diese Frage in Betracht kam, wie mir gesagt wurde, die Bedingung gestellt hatte, daß ich nicht hier bleibe, sondern eine größere Gemeinde antreten möchte. Doch ist mir dies nicht gelungen. So zog ich es auch vor, mit meiner Tochter allein zu bleiben, indem ich, solange meine Tochter noch nicht erwachsen war, eine Stütze fürs Haus und für sie hielt.

Nachdem mir meine Gemeinde die Freude bereitet hatte, am 4. Juli 1905 mein 25jähriges Amtsjubiläum zu feiern, genoß ich wieder die erste, innige, reine, ungetrübte Freude, als es mir vergönnt war, meine Tochter am 2. August 1906 zu verheiraten.

(Fortsetzung folgt.)

Das einzige Kind.

Von M. J. bin Gorion.

Schon der Talmud sagt: Es ist der Toten Schicksal, daß sie dem Vergessen verfallen. Also ist es von oben gleichsam befohlen, nicht ewig zu trauern über die, die dahingegangen sind. Vergaße man die Toten nicht, so könnte man es ja in dieser Welt gar nicht aushalten. Und doch gibt es Menschen, die sich niemals trösten lassen, und von solchen will ich hier eine Geschichte erzählen.

In einer kleinen Stadt lebte ein Lehrer mit Namen Nathan. Das war ein Mann, Anfang der Dreißiger, mit

Die dicht verschleierte, herzzerreißend schluchzende Greisin wurde vom Buchdrucker in einen Wagen gesetzt und zum Friedhof hinausgeführt, wo sich bereits einige Bekannte eingefunden hatten. Wie bekümt lehnte die Mutter an der Wand und sah mit ihren kurzschichtigen und jetzt heiß verquollenen Augen nicht, was da vorging, achtele auch scheinbar nicht darauf, was der Priester tat und vortrug. In seinem schwarzen Talar, mit seiner sonoren Stimme und dem heute wehmütigen Predigerston war er von einem Rabbiner kaum zu unterscheiden. Auch bemüht er sich in einem anerkennenswerten Takt, jede Anspielung zu unterlassen, die den Argwohn der bedauernswerten Frau wachrufen und ihren Wahn zerstören könnte. Jedes seiner Worte ist berechnet und vorsichtig, dabei rührend, denn die Trauer und die Klage ist aus dem Born der allgemein menschlichen Gefühle geschöpft. Schon wollte der die Rolle des Testamentsvollstreckers ausfüllende Buchdrucker erleichtert aufatmen, da die Rede, alle Klippen geschickt umsegelnd, sich dem Endziel näherte, als etwas gefahrlas, was unvermeidlich war. Der Pastor nahm endgültig Abschied von dem Toten mit dem vorgeschriebenen üblichen Spruch, worin der Name vorkommt, den auszusprechen er sich bisher gehütet hatte.

Kaum traf dieser Name das Ohr der Greisin, so war es, als erwache sie aus der Betäubung. Ensetzt und angestrengt starrte sie auf den schwarzen Sarg und auf den schwarzen Mann, der unter einem schwarzen fremden Zeichen hoch aufgerichtet stand . . .

Was war das? Wer war der fremde Mann? Hatte nicht seine Stimme etwas Drohenes angenommen? Und diese Handbewegung! Als wollte er den Dedel vom Sarg aufreißen! Ein markerschütternder Schrei durchschneidet die Luft: Arnold! Mein Kind!

Der Buchdrucker versuchte die verzweifelte Frau zu beruhigen und zu trösten.

Sie aber stürzte sich über den Sarg: Du gehörst nicht hierher, rief sie, Arnold, was wollen sie hier von Dir? Ein Irrtum ist es . . . Gott ist mein Zeuge . . . Wir gehören nicht hier . . .

Liebe Frau, begann der Pastor besänftigend, verzeihen Sie ihm! . . .

Sie ließ ihn jedoch nicht ausreden. So hat er mich belogen? Ich schloste sie, das Schreckliche erfassend. Schwarz wallten und ballten sich Schatten vor ihren Augen . . . Etwas Hartes verspürte sie noch im Fall, dann ward es Nacht . . .

Meine Erinnerungen.

Von Rabbiner Dr. Friedmann-Ecklin.

(Fortsetzung.)

Ihr hatte ich stets meine möglichste Sorgfalt gewidmet und sie hat mir immer viel Freude gemacht. Obgleich ich nach der eventuellen Verheiratung meiner Tochter allein und ganz vereinsamt zurückbleiben mußte, richtete ich doch mein Augenmerk eifrigst darauf und es gelang mir, in meinem Schwiegerjohn einen Kollegen und Sohn zu finden, wie ich ihn mir immer gewünscht und ersehnt hatte. Wohl mußte meine Tochter in ein fremdes Land, weit fort von mir ziehen, wohl hatte ich noch oft Kummer und Sorgen wegen des Wohlergehens meiner Kinder, aber mit Gottes Hilfe sind diese schweren Zeiten glücklich überwunden worden, und ich kann nun die Freude haben, mich an meinen Enkelchen zu ergötzen.

Am diese Zeit machte mir auch meine jüngere Schwester viel Kummer, sie war so gut und hingebend. Eine fromme, opferwillige Mutter, die leider zu früh von ihnen scheiden mußte und ihre Kinder nicht heranwachsen und reifen sehen konnte! In ihren Lebensverhältnissen hat auch die Politik in der Provinz Posen eine große Rolle gespielt. Alle

Bemühungen der Verwandten, besonders unseres Veters, des Kommerzialrates Norbert Levy in Berlin, waren vergebens, sie länger den Jhren zu erhalten und auch dies mußte ich allein, mit Schmerzen ertragen.

Ein körperliches Leiden und die Einsamkeit, in der ich mich befand, veranlaßte mich nun, die Pensionierung seitens meiner Gemeinde zu erstreben. Denn fürs Haus, fürs Amt und für alle Anforderungen, die an einen Rabbiner in der kleinen Stadt auch von außen herantraten, immer auf dem Plan zu sein, dazu fühlte ich mich nicht mehr kräftig genug. Ich unternahm die dafür erforderlichen Schritte, ich verhandelte schriftlich und mündlich mit meinen Behörden, um zunächst wenigstens die Grundlage für meine weitere Existenz zu kennen. Endlich willigte meine Gemeinde, deren derzeitiger Vorsitzender Herr Selig, der Sohn meines früheren Freundes Wilhelm Königsberger s. A. war, drein und bestimmte mir als „Pension“ die Hälfte meines Grundgehalts. Diese Summe erschien mir nach einer 36jährigen Amtszeit zu gering und unzureichend, zumal ich doch die Absicht hatte, zu meinen Kindern nach Wien zu ziehen und dort meinen Lebensabend zu genießen. So mußte ich noch weiter hier bleiben und von der Zukunft mehr erwarten —

So lange keine Organisation in der Gesetzgebung und Verwaltung der preussischen Judenheit existiert, die in gebührender Weise die kleinen Gemeinden zu fördern gewillt ist; solange die Organisation keine derartige ist, daß die Kasse der Großgemeinden zum Teil auch in die Kasse der Kleingemeinden fließt, — solange sollten die Rabbiner überhaupt keine Anstellung in einer kleinen Gemeinde suchen. In der Jugend sind freilich die Rabbiner recht ideal gesinnt und vielleicht auch genötigt, der Existenz wegen sogar dorthin, ich meine in eine kleine Gemeinde, zu gehen — gegen ihren eigentlichen Willen — in der Hoffnung, daß diesem „kleinen“ Anfang ein größerer Fortgang folgen werde. Aber die kleine Gemeinde der Gegenwart ist gar kein Boden, auf welchem der Rabbiner wachsen und Fortschritte machen kann, weil ihm da der notwendige zuzugende geeignete Verkehr fehlt. Es widerspricht auch dem Rabbiner, wie es da geschehen muß, um alles erst zu bitten und zu betteln, sich in seine Privatverhältnisse, sogar in seine Küche gucken zu lassen u. a. m. — Selten ist jemand so einsichtig, so entgegenkommend und freundlich, daß er von selbst das Nöthwendige erkennt und ausführt. Es gibt Gemeindevorsteher, die jahraus, jahrein sich um ihn gar nicht kümmern, weil sie nicht wollen, daß er sich um sie kümmere.

Ja, es ist eine völlige Neuorganisation der jüdischen Gemeinden notwendig — dergestalt, daß die kleinen Gemeinden für ihren Kultus von den Großgemeinden, die ja immer einen großen Zuzug aus den kleinen Gemeinden erhalten, einen Teil der notwendigen Mittel erhalten. Jeder Zuzug aus einer kleinen Gemeinde sollte eine Zulage für die kleine Gemeinde zur Folge haben als jährliche Steuer für den Abwanderer!

So dachte ich schon, als der große fürchterliche Krieg am 2. August 1914 ausbrach. Die ersten Schrecken des Krieges erfuhr unsere Stadt, die in der Nähe der russischen Grenze liegt. Vor einem Kriege mit dem barbarischen Ausland hatten wir immer eine gewisse Scheu, wenn wir auch eine Besserung der Zustände in Rußland im allgemeinen und besonders für unsere dortigen Glaubensgenossen nur in einer empfindlichen Niederlage erhofften. Der 2. August war gerade in diesem Jahre — wegen des vorhergehenden Sabbaths, des eigentlichen neunten Ab — der Trauergedenken an die Zerstörung des heiligen Tempels in Jerusalem. Bereits am Sabbath den 1. August hatte sich hier das Gerücht verbreitet, daß die Russen in der Nacht die Grenze überschreiten und unsere Stadt überfallen wollten. Nachdem wir noch am Ausgang des Sabbaths in der Synagoge „Echo“ gelesen hatten, blieben wir wach und harrten der Dinge, die da kommen würden.